



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Eben wollten sie sich zur Ruhe begeben, als draußen Hunderte von Stimmen laut wurden:

„Sieg! Wir haben gesiegt! Es muß illuminiert werden. Ein Schuß, wer nicht illuminiert!“

Dazwischen hörte man das Klirren von Fensterscheiben.

„Sie werfen uns wahrhaftig auch noch die Scheiben ein, wenn wir kein Licht hinstellen,“ schimpfte Hegerbarth. „Wir müssen ihnen schon den Willen tun. Finster genug ist's ja auf der Straße, nachdem sie die Laternen zertrümmert haben.“

Auf das eine Fensterbrett wurde die Lampe gebracht, und auf das andere stellte Minchen die silbernen Leuchter, die immer auf dem schöngemauerten Birken-schrank standen, mit den beiden angezündeten Zierkerzen. Hegerbarth fragte sich hinterm Ohr.

„Es ist nur gut, daß Mutter das nicht sieht; sie würde nicht wenig über die schönen Kerzen jammern, die schon zwei Jahre lang unverfehrt dort oben geprunkt haben. — Nun? Was schreien sie da schon wieder?“

„Lichter weg! Alle Lichter weg!“ hieß es. „Wir zeigen unseren Feinden nur den Weg! Alle Lichter weg!“

Sie blies schnell die Kerzen aus, und der Vater stellte die Lampe wieder auf den Tisch.

„Die scheinen selbst nicht zu wissen, was sie eigentlich wollen. Gute Nacht, Minchen!“

Er begab sich nach dem Schlafzimmer, und jeder legte sich halb angekleidet nieder; denn an einen erquickenden, ungestörten Schlaf war nicht zu denken.

Mitten in der Nacht erhob sich Minchen einmal. Leise, ganz leise schlich sie zur Tür und brauchte unendlich lange Zeit, um die Klinke geräuschlos niederzudrücken. Draußen näherte sie sich klopfenden Herzens ihrem Stübchen und lauschte mit verhaltenem Atem. Kein Laut war von drinnen zu vernehmen, und ebenso verstohlen, wie sie hinausgegangen war, kehrte sie wieder zurück.

(Schluß folgt.)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 30. Juli 1910.

Abrüstungsgedanken — Herr v. Kiderlen-Waechter in Marienbad — Der Großblock.

Die Wellenbewegung, die durch die Rede des englischen Premierministers Asquith über die Flottenrüstungen hervorgerufen worden ist, hat, wie zu erwarten war, noch weitere Kreise gezogen, insofern als nämlich auf der einen Seite der von uns neulich gekennzeichnete Versuch, die deutsche öffentliche Meinung zugunsten der englischen Wünsche gegen die deutsche Regierung aufmarschieren zu lassen, von angesehenen Blättern der verschiedensten Art sehr energisch zurückgewiesen worden ist, während auf der andern Seite weiter mit dem Gedanken der Abrüstung oder der Einschränkung und Begrenzung der Rüstungen zur See gespielt wird. Auf-



merksamkeit erfordern diese Gedanken nur deshalb, weil sie unsre politische Lage zu beleuchten geeignet sind. Es ist allgemein anerkannt worden, daß Asquith sich Mühe gegeben hat, in seiner Rede einen so freundlichen Ton anzuschlagen, wie es der Zweck seiner Rede, die Notwendigkeit der englischen Flottenrüstungen vor dem Parlament zu begründen, nur irgend zuließ. Das entspricht aber nicht den Wünschen derer, die es gern sehen würden, wenn die Flottenfrage dazu dienen könnte, recht lange eine Spannung zwischen Deutschland und England aufrecht zu erhalten. Diesen Interessen entspricht es, sich gegen die vernünftige Tendenz der Rede des englischen Staatsmannes möglichst taub zu stellen und nur herauszuhören, was in ihren Kram paßt, nämlich daß Deutschland sich auf Abänderung seines Flottengesetzes nicht einlassen kann.

Um die Wirkung dieser Treibereien zu verstärken, ist von französischer Seite auch die Person des Königs von Italien in die Sache hineingezogen worden. Es wurde von einem Interview berichtet, in dem König Viktor Emanuel geäußert haben soll, er habe andern Mächten Vorschläge gemacht wegen einer allgemeinen Abrüstung oder wenigstens Begrenzung der Rüstungen, aber er „sei nicht verstanden worden“. Französische Blätter haben sich beeilt, diesem angeblichen Interview die Ergänzung zu geben, die ihre Leser natürlich erwartet haben, nämlich daß die Macht, die den König von Italien „nicht verstanden“ habe, Deutschland gewesen sei. Also das alte Lied! Nur schade, daß von der ganzen Geschichte, soweit Deutschland dabei beteiligt sein soll, kein Wort wahr ist. Daß an die deutsche Regierung überhaupt kein Vorschlag dieser Art herangetreten ist, konnte sofort festgestellt werden. Es blieb also nur die Möglichkeit, daß vielleicht unter den Herrschern persönlich dieses Thema berührt wurde, wobei der König von Italien Abrüstungsvorschläge gemacht haben konnte. Jetzt steht jedoch fest, daß, wenn dergleichen vorgekommen ist, der Deutsche Kaiser jedenfalls nicht dabei beteiligt war. Es ist nicht unsere Sache, nachzuforschen, ob vielleicht König Viktor Emanuel mit einem andern Monarchen derartige Gedanken und Vorschläge erörtert hat. Für uns sind sie überhaupt nicht diskutierbar. Es ist ja interessant, daß zur Abwechslung einmal Italien als Träger des Abrüstungsgedankens vorgeschoben wird. Schwerlich hat man daran gedacht, daß Italien von allen europäischen Großstaaten nächst England die größte Küstenentwicklung hat, daher auf seine Verteidigung zur See am allerwenigsten verzichten kann. Aber es muß natürlich in den Augen unsrer Neider und Gegner besondern Eindruck machen, wenn ein Dreibundmonarch angeblich als Fürsprecher der Begrenzung der Rüstungen auftritt. Wenn Deutschland nicht einmal unter solchen Umständen auf den Gedanken eingeht, dann glaubt man den sichern Beweis für allerlei böswillige Absichten der gefürchteten Macht in Händen zu haben.

Alle diese Erörterungen sind mehr oder weniger Spiegelfechtereien. Ob Deutschland die Absicht hat, seine Rüstungen zur See zu begrenzen oder sie weiter fortzuführen, das ist ganz und gar seine eigne Sache, und wir haben gar nichts dagegen, wenn andre Mächte auch ihre Rüstungen so weit fortführen, wie es ihnen ihre Machtmittel erlauben oder ihre Interessen gebieten. Nun haben wir aber tatsächlich unsern Flottenrüstungen eine Grenze gesteckt, nicht aus Furcht, daß eine Überschreitung dieses Maßes andern Mächten mißfallen könnte, sondern weil der Schwerpunkt unsrer Landesverteidigung nach wie vor in unsrer Landmacht liegen muß und wir aus eignem, freiem Entschluß unsre Seemacht nur so weit ausbauen wollen, daß wir unsern überseeischen Handelsinteressen ausreichenden Schutz gewähren können. Wir haben diese Grenze, die wir unsern Rüstungen zur See ziehen wollen, in unserm Flottengesetz von 1900 deutlich bezeichnet. Dieses



Gesetz ist vor aller Welt beraten, beschlossen und veröffentlicht worden. Jeder Ausländer kann dieses Gesetz, wenn er Deutsch versteht oder sich eine Übersetzung verschaffen will, in allen Einzelheiten studieren und uns nachrechnen, wie viel Schiffe wir jährlich bis zum Jahre 1917 bauen. Warum nimmt man im Auslande von diesen Tatsachen nicht Notiz? Warum stellt man sich beständig so, als ob jedes Jahr neue Überraschungen bringe, als ob Deutschland nicht ein vor zehn Jahren in der Hauptsache festgestelltes Programm ausführe, sondern darauf los baue, um allmählich die großen Seemächte der Welt mit einer immer größer werdenden Riesenflotte zu überbieten? Die Antwort könnten wir leicht geben, denn wir sind nicht so naiv, um nicht zu wissen, daß man uns mit vollem Bewußtsein, nicht aus Unkenntnis, fälschlich beschuldigt. Darum ist das Recht, mißtrauisch zu sein, auf unsrer Seite. Wenn die öffentliche, auf gesetzlicher Festlegung beruhende Ausführung unsres Flottenbauprogramms, die freiwillige Beschränkung, die wir unsern Rüstungen zur See selbst auferlegt haben, keine andre Wirkung auf die auswärtigen Mächte ausüben als ein gesteigertes, feindseliges Mißtrauen gegen uns, dann würde auch eine von uns vertragsmäßig übernommene Begrenzung dieser Rüstungen das Übel nicht beseitigen können. Das Opfer würde zwecklos gebracht werden. Und gerade deshalb — infolge der offenbaren Loyalität, die in den uns feindlich gesinnten Kreisen des Auslands bei der Beurteilung unsres gegenwärtigen Flottenprogramms hervortritt — muß einstweilen auch die Frage offen bleiben, wie wir uns vom Jahre 1917 ab verhalten werden. Feststellen können wir nur die Absicht, die Grenze innezuhalten, die wir uns freiwillig und im eignen Interesse gesteckt haben.

Wenn überhaupt eine Abrüstung möglich wäre, so wäre die erste Voraussetzung, daß sich die Interessen der beteiligten Völker so gestalteten, daß eine wirkliche Gewähr für Innehaltung ihrer Übereinkünfte geschaffen wäre. Wie das geschehen soll, ist für die Zeit, in der wir leben, überhaupt unverständlich. Eine solche Übereinkunft wäre auch schon mindestens leichtsinnig für Völker, die eine relativ große Sicherheit für die Übereinstimmung ihrer Interessen und die Stetigkeit ihrer gegenseitigen Gefühle und Stimmungen bieten. Wenn aber Völker, die täglich Beweise liefern, daß sie sich gegenseitig nicht kennen und verstehen, deren Interessen auseinandergehen und deren Presse beständig den Versuch wiederholt, die Absichten des andern in ein schlechtes Licht zu setzen, von Abrüstung sprechen, so ist das eine Kurzsichtigkeit und Torheit. Die verminderte Rüstung würde nur manche Hemmung beseitigen, die jetzt der Kriegslust entgegensteht. Was hat uns denn seit vierzig Jahren den Frieden erhalten, wenn nicht das Bewußtsein, daß ein europäischer Krieg einen so gewaltigen Einsatz an Volkskraft und Kulturwerten erfordern würde, daß jede Macht sich darüber klar ist, nur eine zwingende Forderung der nationalen Ehre und der nationalen Interessen könne einen solchen Einsatz rechtfertigen? Wenn ein Krieg zwischen europäischen Großmächten heute mit etwas gegenseitigem Blutabzapfen und Demolieren von Kriegsmaterial abgemacht werden könnte, wären unsre Nachbarn schon längst über uns hergefallen. Die Abrüstung ist also eine direkte Vermehrung der Kriegsgefahr. Und ist der Krieg da, so kann es nichts Verhängnisvolleres geben, als eine willkürlich gezogene Grenze für die Vorbereitungen der Kriegsrüstung. Denn der Krieg geht unerbittlich über diese Grenze hinaus, nur geschieht alles unter einem härteren, schwereren, länger nachwirkenden Druck. Die französische Armee des zweiten Kaiserreichs repräsentierte nicht die militärische Kraft Frankreichs; sie blieb weit dahinter zurück. Frankreich schloß aber auch nach der Zertrümmerung der kaiserlichen Armee nicht Frieden, sondern erst dann, als der überzeugende Beweis geliefert war, daß auch



der weitere Einsatz militärischer Kräfte das Kriegsglück nicht wiederherstellen könne. So wie Frankreich wird jede große Nation handeln. Niemand fragt in solchen Katastrophen danach, ob der vereinbarte Höchsteinsatz der nationalen Kräfte erreicht ist; die Nation setzt einfach ihr Bestes und Höchstes ein. Jede unvorbereitete, unorganisierte Leistung jedoch vermehrt und verlängert die Leiden und Opfer des Krieges; sie legt der Nation das Doppelte auf, was sie bei rechtzeitiger, ausreichender Rüstung zu tragen gehabt hätte und was vielleicht das Glück hätte wenden können. Deshalb ist es ein Verbrechen an der Nation, die Leistungen für ihre Wehrkraft von etwas andrem abhängig zu machen als von den Erwägungen, nach denen die Nation selbst das Maß dieser Leistungen bestimmt.

Der Wechsel in der Leitung unsres Auswärtigen Amtes ist nun vollzogen worden. Herr v. Riberlen-Waechter hat die Geschäfte seiner neuen Stellung übernommen. Vorher hat er auf dem Wege von Bukarest nach Berlin in Marienbad Station genommen, um mit dem Grafen Aehrenthal eingehende Besprechungen zu pflegen. Es würde natürlich verkehrt sein, an diese Besprechungen besondere Vermutungen zu knüpfen. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn stehen fest. Graf Aehrenthal und Herr v. Bethmann Hollweg haben persönliche Aussprachen gehabt und sich vollkommen verständigt. Herr v. Riberlen ist dem Grafen Aehrenthal seit langer Zeit persönlich bekannt. Das sind alles Gründe genug, um einzusehen, daß es sich in Marienbad nicht um besondere Fragen handelte, sondern um eine Befundung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Staatsmännern. Die Begegnung in Marienbad hat also nur das Siegel gedrückt auf die Verhältnisse, die aller Welt bekannt sind. Daß Herr v. Riberlen gerade jetzt vor Übernahme seines neuen Amtes die Gelegenheit zu einer solchen Aussprache ergriff, bedarf keiner besondern Erklärung. Es war das auch vielleicht gerade deshalb sehr wünschenswert, weil jetzt in der auswärtigen Politik eine Periode der Windstille eingetreten ist. Daß im nahen Orient dabei immer einige Gewitterwolken am Himmel hängen, ist beinahe selbstverständlich.

Still ist es auch in der innern Politik geworden, besonders wenn man an die Erörterungen, mit denen die Tageszeitungen ihre Spalten füllen müssen, den Maßstab des Notwendigen und Nützlichen legt. Es erscheint in diesen ereignisarmen Zeiten wie ein Geschenk des Himmels, daß sich die Politiker die Köpfe zerbrechen dürfen, ob Ernst Bassermann an der Spitze der nationalliberalen Partei bleiben oder sich zurückziehen will, und was er dem Reichskanzler bei seiner Unterredung mit ihm gesagt oder nicht gesagt hat. Ein Ergebnis aber scheint sich aus den Preßerörterungen der letzten Tage bestimmt herauszuschälen, daß nämlich von dem Großblock von Bassermann bis Bebel kein praktischer Politiker, der in den Parteileitungen mitzureden hat, etwas wissen will. Und wenn noch in einzelnen Kreisen der fortschrittlichen Volkspartei eine platonische Liebe für diesen Gedanken fortlebt, so hat das jetzt jede praktische Bedeutung verloren, nachdem klar geworden ist, wie schroff die Sozialdemokratie selbst alle solche Ideen ablehnt. Hoffentlich führt das dahin, daß sich die Aufmerksamkeit der Mittelparteien mehr der Frage zuneigt, wie sie sich immer fester auf eigne Füße stellen können. Schließlich besteht das Leben der Parteien nicht allein in der Wahltaktik.

**Personalia bei den polnischen Volksbanken.** Zu dem in Nummer 20 und 21 der „Grenzboten“ veröffentlichten Aufsatz des Herrn Amtsrichter Dr. Sontag, Rattowik D.-Schl., erhalten wir durch Vermittlung des Herrn Rechtsanwalt Ratajski zu Ratibor folgende „Berichtigungen“:



1. In Nr. 20 der „Grenzboten“ vom 18. Mai 1910 behauptet Herr Amtsrichter Dr. Sontag in dem Aufsatz über die polnischen Volksbanken in Oberschlesien (Seite 320), daß der Unterzeichnete Redakteur des „Gornoslazak“ gewesen sei. Diese Behauptung ist unrichtig. Der unterzeichnete Bankvorsteher der Bank Ludowy, Pleß ist niemals Redakteur des „Gornoslazak“ noch irgendeiner anderen Zeitung gewesen. Ebenso ist auch die Behauptung des Herrn Dr. Sontag, daß Unterzeichneter ein früherer Student der Theologie sei, unrichtig.

Pleß, 7. Juni 1910.

Paul Wiera.

2. In Nr. 20 der „Grenzboten“ vom 18. Mai 1910 behauptet Herr Dr. Sontag in seinem Aufsatz über die polnischen Volksbanken in Oberschlesien (Seite 325), daß der unterzeichnete Dr. Bialy, Vorstandsmitglied der Bank Ludowy in Rybnik, im Sokolverein, Straz und Pomoc Naukowa eine führende Rolle spiele.

Diese Behauptung ist nicht richtig. Der Unterzeichnete ist weder Mitglied des Sokolvereins, noch der Straz, noch gehört er dem Vorstand der Pomoc Naukowa an.

Rybnik, 31. Mai 1910.

Dr. Bialy, Arzt

und Vorstandsmitglied der Bank Ludowy in Rybnik.

3. In Nr. 20 der „Grenzboten“ vom 18. Mai 1910 hat Herr Amtsrichter Dr. Sontag in dem Aufsatz über die polnischen Volksbanken in Oberschlesien (Seite 320) behauptet: „In Kosel war sogar zeitweilig ein früherer Chausseeaufseher Direktor der Bank Ludowy.“

Diese Behauptung ist unrichtig. In Kosel war niemals ein früherer Chausseeaufseher Vorstandsmitglied der Bank Ludowy.

Kosel O.-Schl., 27. Mai 1910.

Bank Ludowy G. G. m. u. S.

Der Vorstand:

J. Mosch. Fr. Gabor. J. Bugiel.

Keine der Berichtigungen trifft den Kern der Sache. Der aber liegt in dem Umstande, daß in den polnischen Volksbanken zahlreiche Personen als Bankleiter angestellt sind, die keine banktechnische Ausbildung erhalten haben, somit auch nicht zur Leitung von Banken, das ist zu Stellen geeignet erscheinen, in denen die Ersparnisse breiter Volksschichten zusammenfließen. Darauf hinzuweisen war die Absicht Sontags, denn es ist belanglos, ob Herr Wiera Redakteur oder nur Hilfsarbeiter oder naher Mitarbeiter des „Gornoslazak“ war, ehe er Bankvorsteher wurde, und belanglos, ob der Koseler „Bankdirektor“ seinen Lebensunterhalt als „Chausseeaufseher“ oder als „Bauaufseher“ gewann. — An Herrn Dr. Bialy aber richten wir die ergebenste Anfrage, ob er niemals den genannten Organisationen angehört hat.

G. Cl.

**Lic. Dr. Paul Rohrbach: Deutsche Kulturaufgaben in China.** Beiträge zur Erkenntnis nationaler Verantwortlichkeit. „Hilfe“, G. m. b. H., Berlin-Schöneberg.

Das Buch enthält drei Vorträge über das Kulturwehen in China; ihr Hauptziel ist die Weckung und Verbreitung des Interesses für die sich gegenwärtig in China vorbereitenden Umwälzungen und für die entscheidende Bedeutung dieser Dinge vom deutschen Standpunkte aus ist. Die Themata und Verfasser dieser Vorträge sind folgende:

1. „Wandlungen im chinesischen Geistesleben.“ Von Dr. O. Franke. Professor am Hamburger Kolonialinstitut. 2. „Was steht für Deutschland in China auf dem Spiel.“ Vom Herausgeber, der Dozent an der Handelsschule Berlin ist.

3. „Gesundheitliche Volkshilfe als Mittel deutscher Kulturarbeit in China.“ Von



Geh. Med.-Nat Prof. Dr. Bier und Marinestabarzt Dr. zur Verth. Diesen Vorträgen ist ein Aufsatz über „Berg- und Hüttenwesen in China“ angefügt, zu dem der Verfasser, Dr. jur. D. Zungmann, das Material während längerer Studienreisen in China gesammelt hat. Ein gewaltiges Reich beginnt dort im fernen Osten seine Grenzen der europäischen Kultur zu öffnen und ein heißer Wettstreit ist unter den Nationen entbrannt. England, Frankreich, Amerika und auch Japan widmen sich mit ungeheurem Eifer der Einführung ihrer Kulturen und Wissenschaften. Deutschland hat lange im Hintertreffen gestanden. Erst seit kurzem hat es mit der Errichtung einer Hochschule für Chinesen in Tsingtau und der deutschen Medizinschule in Schanghai einen Anlauf genommen. C. W.

**Der junge de Spinoza.** Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie. Von Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung.

Das Interesse für den Menschen und vielleicht auch für den Denker Spinoza war in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts merklich abgeklaut. In Deutschland hielt es freilich die Beziehung einiger Worte Goethes zu Spinozas Lehre wenigstens einigermaßen rege, ohne daß jedoch die Forschung wesentlich gefördert wurde. Das Verdienst, es wieder mächtig belebt zu haben, hat der Holländer Meinsma, dessen Werk „Spinoza en zijn kring“ (1896) zum erstenmal den bisher als Einzelercheinung Betrachteten in seine historische Umwelt stellte. Drei Jahre später folgte die dankenswerte Zusammenfassung der Quellschriften zur Biographie Spinozas durch den Breslauer Freudenthal, der dann auch ein Leben Spinozas schrieb (unvollendet geblieben). Die Beschäftigung mit dem Philosophen machte nun rasche Fortschritte und bereits auch gingen Belletristen ans Werk, um das neuerstandene Spinoza-Bild dichterisch zu gestalten: Der Schreiber dieser Zeilen („Spinoza“, Stuttgart 1908, vorher in der „Frankfurter Zeitung“, dann in holländischer Buchausgabe und in hebräischer Übersetzung erschienen) und Erwin Guido Kolbenheyer („Amor Dei“, München 1908), der bereits zur Zeit des Giordano-Bruno-Jubiläums dem großen Vorgänger Spinozas ein Drama gewidmet hatte. Zwei ganz entgegengesetzte Begabungen rangen hier mit dem gleichen Stoff, der erste mit zarterer Behandlung der Farben, Spinoza mehr in den Vordergrund rückend und die historisch bezeugte Kulturhöhe der portugiesischen Juden Amsterdams betonend, der zweite in kräftiger al fresco-Manier, mehr nur Ausschnitte als eine fortlaufende Erzählung bietend, neben Spinoza fast ebenbürtig auch noch andere „Gottesliebende“ stellend. Beide vermieden, Spinoza sich selbst zitieren zu lassen, was gewöhnlich von Romanen dieser Gattung erwartet wird, aber ebenso wohlfeil wie unkünstlerisch ist. Wer den Philosophen Spinoza kennen lernen will, der hat dazu seine Werke einschließlich seiner Briefe. Selbst die Geschichtlichkeit eines „historischen“ Romans ist gleichgültig; es kommt nur auf die künstlerische, die seelische und seherische Wahrheit an. Immerhin konnte ich selbst mich außergewöhnlich treu an die Geschichte anschließen und in der Darstellung des Untergangs der beiden de Witt einfach die Geschichte sprechen lassen, ja glaubte dies zu müssen, um nicht durch irgendeine Erfindung die Unerbittlichkeit des Tatsächlichen zu schwächen. (Kolbenheyer läßt Spinoza das blutige Herz de Witts kaufen und heimtragen.) Dunin-Borkowski gesteht dem ersten Roman zu, daß er „auf fleißigen Studien über Zeit und Persönlichkeiten“ beruhe, das „Psychologische des Geldes mit Liebe und Geschick“, wenn auch nicht in historischer Weise (s. oben) zeichne, Spinozas „intellektuelle Entwicklung“ aber „ganz ungenügend“ schildere; außerdem stoße das „Täglich-Leiden-



schaftliche“ darin (es dürfte vor allem die Szene von Miriams Ermordung gemeint sein, die einem geistlichen Leser etwas zu kraß vorkommen mag) „manchmal“ ab. Erwähnt wird auch die „interessante und phantastische Wiedergabe“ des „Philebonius“, eines Stückes, das von van den Endens Schülern zur Zeit von Spinozas Schüler- und Lehrerschaft im Hause van den Endens aufgeführt wurde. Auch dem Romane von Erwin Guido Kolbenheyer spendet Dunin-Borkowski das Lob, das „lokale und gesellschaftliche Umbild im allgemeinen mit großer Sachkenntnis“ geschildert zu haben; er konstatiert die Übereinstimmung mit dem Verfasser „selbst in manchen entlegenen historischen Einzelheiten“, daneben aber auch „einige sonderbare Mißverständnisse“, und nennt die „philosophische Entwicklung Despinozas“ (s. oben) „das religiöse Milieu, jüdische Religionswissenschaft und Kabbala“ „arg verzeichnet“; hier hätten „offenbar Kolbenheyers Studien versagt“. Was Kolbenheyer van den Enden bei Gelegenheit des Vannes Spinozas über seine eigene Entlassung aus dem Jesuitenorden sagen lasse, sei „selbst für einen Roman eine unverzeihlich groteske Sottise“.

Es hat sich nun gefügt, daß einer der beiden Verfasser der neuesten Spinoza-Romane über Dunin-Borkowskis Werk urteilen soll, und noch dazu jener, der augenscheinlich etwas glimpflicher davontam. Er könnte sich dadurch veranlaßt fühlen, je nach seiner Stimmung oder seinen Bedenken härter oder milder zu urteilen. Da ich jedoch meinen belletristischen Werken, wenn sie einmal gedruckt sind, völlig als Fremder gegenüberstehe, glaube ich mein Urteil weder in dieser noch in jener Hinsicht beeinflusst. Ich stelle zunächst fest, daß Dunin-Borkowskis Werk auf mich nur wieder jenen angenehmen Eindruck von Ernst, Akribie und Solidität gemacht hat, den ich von allen Werken seiner Ordensbrüder, soweit nicht spezifisch religiöse Momente in Frage kommen, empfangen habe. Es bildet eine wichtige Ergänzung zu Meinsmas Arbeit, die in erster Linie Spinozas reale Umwelt darstellte. Hier findet man nun ausführlich die geistige Umwelt Spinozas in den Hauptphasen seiner Entwicklung dargelegt. Es ist vielleicht bei der Behandlung des jüdischen Geisteslebens sogar zu sehr Entferntes herangezogen, so daß der nicht schon Unterrichtete zunächst mehr verwirrt als aufgeklärt wird. Dabei leugne ich nicht, daß der Gedanke, Spinozas Philosophie habe zahlreiche Wurzeln auch schon im Judentum, fruchtbar ist, nur ist zu bemerken, daß diese Gedanken Allgemeinut der nacharistotelischen Philosophie waren und darum nicht als spezifisch jüdischer Herkunft bezeichnet werden können.

Dunin-Borkowski deutet dies gelegentlich auch selbst an. Gegen die breite Behandlung der jüdischen Vorbildung Spinozas tritt die Betonung des fortgesetzten Zusammenhangs der portugiesischen Juden Amsterdams mit der spanischen Kultur ihrer Heimat etwas zurück, obwohl auch hierauf einiger Wert zu legen ist. Man erhält zu sehr den Eindruck, als hätten die „Portugiesen“ in Amsterdam in einem „Ghetto“ gelebt. Das war keineswegs der Fall. Es trat nur das in Erscheinung, was sich bis heute beobachten läßt: daß die weniger wohlhabenden Juden gern beisammen wohnen. Das „Ghetto“ Amsterdams entstand erst durch die polnischen und deutschen Zuwanderer, die aber von den „Portugiesen“ verachtet wurden. Ein Ghetto im eigentlichen Sinne gab es überhaupt nicht; die Juden wohnten, wo sie wollten, und hatten sich in der ersten Zeit sogar mit den Holländern verheiratet. Bei Rembrandt unterscheidet man deutlich die vornehmen, in jeder Hinsicht europäischen Portugiesen (Manasse ben Israel, Ephraim Bonus, mehrere prachtvolle Rabbinerköpfe) und die „Ghetto“-Juden mit dem melancholischen Blick. Spinoza wuchs nicht im Ghetto auf, wie man gewöhnlich meint. Das scheint mir auch von Dunin-Borkowski nicht klar genug gesehen zu sein. Eine Einzelheit möchte ich



hier erwähnen: die Schreibung des Namens und den Zusammenhang mit anderen Familien gleichen Namens. Dunin-Borkowski schreibt auf dem Titel „De Spinoza“, im Werke selbst „Despinoza“, weil der Philosoph sich am Ende für diese Schreibung entschieden habe. Da Espinosa ein spanischer Ort ist, offenbar der letzte längere Aufenthaltsort der Familie, ist spanisch „de Espinosa“ zu schreiben (Aussprache „Espinoſſa“, nicht mit weichem S), wie es auch die Vannformel gebraucht. Despinoza, in d'Espinoza aufzulösen, ist die portugiesische Form, de Spinoza die latinisierte. Für mich ist Despinoza eigentlich eine Unform, der ich jede der anderen vorgezogen hätte. Ob die verschiedenen Aeligen mit dem Beinamen de Espinosa Verwandte des Philosophen, also konvertierte Juden oder deren Nachkommen waren, ist wohl sehr fraglich, da es beim Adel in jener Zeit ja nie auf das „de“ ankommt und der nachfolgende Ortsname häufig genug, wenn schon nicht immer, mit der Besetzung gewechselt wurde. Ebenso könnte man jüdische Familien von heute, die Rosenberg heißen, mit den Grafen Rosenberg (Orfini-Rosenberg) in Verbindung bringen.

Als den am besten gelungenen Abschnitt des Werkes möchte ich die letzten Kapitel des vierten Teiles bezeichnen, die Spinozas Leben im Kreis von den Endens behandeln. Sie sind Muster an klarer, scharf zeichnender und umfassender Darstellung. Von den Endens eigentümliche Gestalt hatte schon Meinsma aus der Dämmerung der Legende in das helle Licht der Geschichte gerückt, über die geheimen Schriften der „Atheisten“ aber kann man sich nirgends so gut orientieren wie hier. In Einzelheiten kann man anderer Ansicht sein. So versteht es sich wohl vom geistlichen Standpunkt des Verfassers aus, wenn er schreibt: „Die großartige Erscheinung der Weltkirche, der einheitliche Aufbau des integralen Christentums, der eigentliche Sinn des Übernatürlichen, die historische Selbstverständlichkeit der Lehre Christi“ — alles Synonyme für den römischen Katholizismus — „leuchtete niemals vor seinem (Spinozas) Geiste auf,“ in Wahrheit aber hat Spinoza reichlich Gelegenheit gehabt, auch die römisch-katholische Lehre kennen zu lernen, und im übrigen war auch in den verschiedenen protestantischen Richtungen spezifisch religiöses Christentum genug zu finden — wenn auch Dunin-Borkowski nach einer anderen Stelle (S. 451) das Wort Christentum auf den römischen Katholizismus beschränkt —: Spinoza lehnte den speziellen Befehrungsversuch zum Katholizismus (durch einen der damals so häufigen Konvertiten) unzweideutig ab und trat auch in keine andere christliche Kirchengemeinschaft ein. Das zeigt seine Stellung an. Er wäre wohl auch in Rom nicht Katholik geworden.

Dunin-Borkowskis Spinoza-Werk ist reich mit Bildnissen Spinozas und einigen anderen Illustrationstafeln versehen; zwei Vierfarbendrucke zeigen den Philosophen in jüngeren und späteren Jahren. Auf den Druck ist große Sorgfalt verwendet und auch die fremdsprachlichen Zitate sind bemerkenswert rein von Fehlern. Der Stil ist gut und rein, wenn auch einige zu sensationelle Kapitelüberschriften („Die Tiefen der Kabbala und Despinozas Ahnungen“, „Sturm und Drang von innen und außen“, „Ein Geplänkel mit der Skepsis“ u. a.) besser vermieden worden wären. Auf die reichhaltigen Anmerkungen sei besonders verwiesen. Man darf sich auf die Weiterführung dieser ungemein tüchtigen, wertvollen Arbeit freuen.

Otto Hauser

